

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.

Dienstag.

(1826. N^{ro} 55.)

9. Mai.

Die Menschen und der Mond.

Da gucken sie zum Mond hinauf,
Und finden dies und das;
Berechnen sie wohl Luna's Lauf?
Ich nein! das wär' nur Spaß:
Ganz andre Dinge sehn sie dort
Durch ihre langen Röhre,
Entdecken — glaubt es auf ihr Wort, —
Gar Festungen, man höre!!
Sogar die Leute sehn sie drauf,
Die lobesan Bewohner,
Die Schiffahrt und die Wagen auch,
Die Kutschen, Yachten, Schooner.
Die Straßen für den Mondkommerz,
Die Schornstein samt den Küchen,
Draus zieht der Rauch sich Himmelwärts,
Es heißt, man könn' ihn riechen. —
Auch Luftballone sah man schon
Sich auf dem Mond erheben,
Und drinen den Selenensohn
Im freien Aether schweben. —
Es ist zum Staunen, wie bei uns
Die Wissenschaft sich hebt,
Und wie man mit beschränktem Aug'
So tief hinein sich gräbt!
Wohl tausend Gläser richten sie
Zum lieben Mondenschein,
Und spitzen Hypothesen zu:
„Das ist,“ und: „Das — kann sehn.“
Indessen zieht er seine Bahn,
Wie vor sechstausend Jahren,
Und ist und bleibt, trotz Menschenwahn,
Was Keiner wird erfahren.

Franz Sisinger.

Ueber Schiller,

sein literarisches Wirken, und insbeson-
dere über seinen Standpunkt
in der deutschen Literatur.

Eine Gedächtnisrede, abgehalten am Sterbe-
tage des Unvergesslichen (den 9. Mai)

(Von Eduard Silesius.)

„So feiert ihn! — Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.“

Goethe.

Wir haben uns heute versammelt, um den frau-
rig interessanten Tag, an welchem vor zwei Jahr-
zehnten einer der größten Geister, welche Deutsch-
land, Europa und die Erde jemals besessen, in seine
bessere Heimat hinüber wandelte, mit einem klei-
nen Gedächtnisfeste des Unvergesslichen zu feiern.

Es schien mir zweckmäßig, bei dieser Gelegen-
heit sowohl über Schiller selbst und dessen Stand-
punkt in der deutschen Literatur im allgemeinen,
als auch über seine unsterblichen Verdienste in den
verschiedenen Theilen der Kunst und Wissenschaft,
einige einleitende Worte zu sprechen, die weder auf
Neueit des Inhaltes, noch auf systematische Form
Anspruch machen, sondern nur alte Ideen für diese
feierliche Stunde den Anwesenden lebhafter ins Ge-
dächtnis rufen, und sie auffordern sollen, das viel-
leicht mehr oder minder im Innern erblaßte Bild
unser's dichterischen Meisters mit frischen Farben zu
verklären, und den Verklärten an diesem Abende,
wo möglich, doppelt zu lieben.

Warum weihen wir aber gerade Schillern eine
so besondere Aufmerksamkeit? Sind der Unsterbli-
chen nicht so viele? der begeisterten Sängers, der
genialen Denker, der thatenreichen Kraftmänner,
der edlen Menschenfreunde? Hat nicht so zu sagen
jeder Tag seinen geistigen Namenspatron, durch des-
sen Geburt oder Tod er verewigt wurde, und von
der Nachwelt gefeiert zu werden verdient? Gewiß!
Aber wenn wir das Verdienst dieser Heroen der
Menschheit in Erwägung ziehen, wie viele werden
seit den dahin gerauschten Jahrtausenden unserer
Weltgeschichte neben dem unvergleichlichen Schiller

bestehen? Wenn wir den Verlust erwägen, welcher die Menschheit an früh hingewelkten Genien erlitt, deren Sonne vor Erreichung ihres Kulminationspunktes sich hinter Wolken barg, und nie, ach! nie wieder für die Welt zum Vorschein kam: welcher Verlust wird wohl die Deutschen zu so gerechten und unvergänglichen Schmerzen bewegen, als der frühzeitige Tod ihres edelsten Sängers? Wenn innigste Verschwisterung wahrer Nationalität mit weltumfassendem Kosmopolitismus das höchste Ziel des Dichters und der reellste Reiz ist, welcher ihn sowohl seiner Vaterlande, als der übrigen Welt unendlich werth und unvergeßlich macht: um welchen Genius kann Deutschland und Europa mit größerem Rechte trauern, als um den unsterblichen Schiller? Doch sei es mir auch vergönnt, auf einen individuellen Grund aufmerksam zu machen, aus welchem Schiller gerade von denen, die an der Grenze des Jünglings- und Mannesalters stehen, die dankbarste Anerkennung und Erinnerung verdient.

Wenn wir einen Blick auf unsere frühere Jugend zurückwerfen, so werden wir in unserm Ueber gange von der ersten harmlosen Kindheit in das reifere Knabenalter selten viel Erfreuliches finden. Die Zeit der goldenen Freiheit ist vorüber; der Schulzwang beginnt, und der Mangel an Einsicht ihrer Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit macht uns die Vorbereitung zu gelehrten Studien und gemeinnützigen Lebensbeschäftigungen, und mit ihr beinahe unser Leben selbst verhaßt. Aber auch die wenigen erübrigten Freistunden — ach, wie verschieden ist ihr Genuß von den ersten unschuldigen Kindheitsspielen? Die erste Blüte unsers Lebens, die naive Freude an der beschränkten Welt und der Gefühlsunendlichkeit im Innern ist abgefallen. Das Ideal beginnt aus dem Abgrunde des Gemüthes hervorzudämmern; aber es spricht sich nur in dem albernen Wunsche aus, den Erwachsenen zu gleichen, und in dem Schmerze, dies nicht zu verewigen.

Durch die heilige Flamme der Dichtkunst wird in den meisten zu höherer Bildung bestimmten Knaben die rohe Schlacke des Gemüthes geläutert, und Dank dem günstigen Gesetze, welches in dieser gefährlichen Gährungsperiode den angehenden Jünglingen meistens Schiller in die Hände spielt. Ihre empfängliche Phantasie wird durch seine kühnen und großartigen Bilder zuerst über die Gemeinheit emporgeschwungen. Die zartesten Regungen ihres unverdorbenen Herzens werden durch des Dichters edelste Jugendeempfindungen aus ihren Keimen ge-

lockt und vielleicht vibriert bei den Meisten eine wohlthätige Schwingung der damals erhaltenen Erschütterung bis ins starre Greisenalter, bis an die Grabespforte fort. — Der jugendliche Verstand, welcher, ein an den Busen der Phantasie erwachendes Kind, noch jede Kost verschmäht, welche ihm nicht seine Mutter darbietet, findet in Schillers schwer zu ergründender, aber leicht aufzufassender Reflexionspoesie eine gesunde und angenehme Nahrung, welche erst die trockenere Kost aus seinen Schulheften für ihn verdaulich macht. Und endlich ist die Kunst das Höchste im Leben, und ihre Aufgabe, die gesamten höheren Geisteskräfte in harmonischer Ausbildung zu verschmelzen, und in dieser wieder hergestellten ursprünglichen Einheit unsere Welt zu erkennen und zu schaffen, zugleich unsere Aufgabe für das Leben. Welchen Dank sind wir dem Dichter schuldig, der uns unreife Jünglinge zuerst auf diese Aufgabe aufmerksam machte, und sie mehr oder minder an uns realisirte? Freilich können wir ihm auch manche Disharmonie, die er erst in uns aufregte, mit eben so vielem Grunde zuschreiben. Aber erst der errungene Friede ist der wahre und dauernde. Ohne Kampf können die höhern Kräfte freier Wesen nicht zur Harmonie gelangen, und die Poesie ertheilt zwar Wunden, aber sie heilt sie auch wieder, wie jene bekannte Lanze des Alterthums. Das war er für uns, aber was war er für seine Zeit? Sollte das Verdienst der angehenden Bildung am kräftigsten und liebevollsten unter die Arme zu greifen, und sie zu einem höhern Standpunkte zu erheben, nicht dem Interesse für den gereiften Mann und Denker im Wege stehen? Kann man zugleich jenem verständlich seyn, und diesen befriedigen. Kleinlicher Einwurf! Schiller widerlegt ihn selbst durch die goldenen Worte: „Ahar ist der Aether, und doch von unergründlicher Tiefe!“ So ist es mit Mozart und allen klassischen Geistern. Ein Kind vermag sie aufzufassen, aber der tiefstinnigste Kunstkenner ergründet sie nicht. Darum mag das weiseste Haupt bei dem jugendlichen Genius, der die Knaben denken und fühlen lehrt, noch immer ohne Scheu in die Schule gehen. Was war also Schiller für seine Zeit? Diese Frage zu beantworten, müssen wir ihn wenigstens oberflächlich mit seinen Vorgängern und Zeitgenossen vergleichen. Mancher wackere Sänger (laßt uns besonders an Gellert, Hagedorn, Kleist, Uz, Haller u. s. w. dankbar denken!) hatte der deutschen Nation bereits einen nicht unbedeutenden Platz auf

dem Parnasse errungen, als der kräftige *Nar*, *Klopstock* sich, wie eine Himmelserscheinung, aus den germanischen Eichenwipfeln aufschwang, und unter den Neuern eine Höhe erklog, von welcher er nur höchstens den italischen *Dante*, und den ewig unerreichten Britten, *Shakespeare*, auf dem höchsten Gipfel über sich sah, und dem unsterblichen *Milton* und *Camoenz*, *Ariost* und *Tasso*, als gleichen Rivalen, nach beiden Seiten brüderlich die Hände reichen durfte.

Mehr als *Klopstock* hat vor und nach ihm kein Deutscher durch sich selbst geleistet. Doch wollen wir gerecht seyn, und sowohl seiner Periode, welche der stachen Nachahmerei der Gallier müde, einen neuen entgegengesetzten Umschwung forderte, als auch mehreren seiner Zeitgenossen, welche, wie hauptsächlich *Haller*, der sogenannte *Schweizer Verein* und der gleichzeitig auftretende *Lessing*, den brittischen Geschmack bereits mit Glück einzuführen angefangen hatten, einen Theil seines Verdienstes abtreten. In jedem Falle war er es, der den erhabensten und weltumfassendsten Stoff, den es im Himmel und auf Erden geben kann, zur unstreitig unvergänglichen *Epopöe* neuerer Zeit gestaltete; der die höchsten Gegenstände der Menschheit und die ergreifendsten Situationen unserer nationalen Urgeschichte in seinen unsterblichen Oden und ganz eigenthümlichen Bardieten behandelte, der, als der früheste, und vielleicht noch immer der eigenthümlichste unserer Dichter, der poetische Repräsentant unserer Nation, nach allen Welteinrichtungen umhererblickten und seine Zeitgenossen fragen durfte: Wer unter euch allen kann sich mit mir messen? Eine Erscheinung solcher Art mußte unter den nachahmungsfüchtigen Deutschen nothwendig verwandte Genien und Talente erwecken. Woß, die beiden *Stollberge*, *Hölty* u. *Gerstenberg* waren die merkwürdigsten derselben. Vielleicht ließe sich *Klopstocks* Einfluß auf *Bürger*, *Mattisson*, *Salis* und den spätern *Rosegarten*, obgleich nicht so augenscheinlich am Tage liegend, eben so leicht nachweisen. Im allgemeinen trägt jeder neuere deutsche Dichter von Bedeutung (am meisten jedoch *Schiller*) Spuren der Einwirkung dieses *Allvaters* echt deutscher Poesie. Hätte er so gewaltig auf die Allgemeinheit zu wirken verstanden, so wäre er unstreitig der größte deutsche Dichter. Aber hier lag seine schwache Seite. Selbst nur im Himmel zu Hause, und keiner Zeit, keinem Raume, seinem innersten Wesen nach angehörig, vermochte er auch nicht

die Gegenwart, in welcher er nie lebte, und von deren Ereignissen er, besonders in seiner frühern kräftigsten Zeit, nicht berührt wurde, mit sich in den Himmel zu erheben. Wenn er aus seiner eigentlichen himmlischen Heimat auf sein liebes Deutschland sich herabließ, so war die *Germania zu Tacitus* Zeit; die Gegenwart verstand er weder zu beherrschen, noch zu lieben, sondern bloß — auszuscheiden. Daher schreiben sich zum Theile die zu überirdische Exaltation seiner Gefühle, und beinahe schwülstige Konstruktion seiner Gedanken in dem *Messias* und den geistlichen Oden, dann die unserer Zeit zu fremdartigen Bildern und Darstellungen seiner patriotischen Gesänge.

(Fortsetzung folgt.)

Numismatische Miscellen.

(Vom Prof. *Sivier* in Neuwahl.)

Bei der feierlichen Krönung *Ihro Majestät* der Kaiserin *Karoline* zur Königin von Ungarn, hatten Allerhöchstdieselben ein Goldstück, welches nach glaubwürdigen Nachrichten nur in zwei Exemplaren geprägt worden seyn soll, wovon das zweite die erhabene Tochter Allerhöchstihrem königlichen Vater, *Maximilian Joseph*, zustellen ließ. Diese seltene Medaille soll im Uebers das Bildniß *Ihro Majestät* der Kaiserin und Königin enthalten. Wer gibt uns Nachricht von der Revers-Seite?

In der Suite meiner neapolitanischen Thaler ist auch ein Exemplar von 1806. Fr. *Ferdinandus III.* D. G. Rex. Das Brustbild des Königs mit lang herabhängenden Haaren von der rechten Seite, darunter *Tari 12. Rev. Vtriv. Sic. Hier. Infans. Hisp. 1806.* In einem Lorbeerkränze steht ein links sehender Adler mit ausgebreiteten Flügeln; über seinem Kopfe *F. U. I.* die Handschrift undeutlich und abgewetzt, dennoch läßt sich folgendes zusammenbringen: *Sub bono principe nulla Dolo — via.* Dieser Thaler scheint zu den nicht gewöhnlichen zu gehören, denn *Ferdinand* führte bis zum Jahre 1816, wo er seinem Lande eine neue Konstitution gegeben, und sich seit dieser Zeit an, *Ferdinand I.* nannte — immer *Ferdinand IV.*

Sollte demnach die Zahl *III* durch einen Fehler des Graveurs entstanden, oder in der Anordnung einer feindlichen Macht, wie die französische war, begründet seyn, die 1806 den König zwang nach *Palermo* zu gehen? Dafür scheint beinahe der einfache Adler zu sprechen, da *Sizilien* in seinem Wappen keinen führt. Was bedeuten die Buchstaben *F. U. I.*?

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Prag im April 1826.

(Beschluß von No. 54.)

Après, nächstens bekommen Sie von mir eine Minneklage, in Form einer Korrespondenz, denn unsere erste Liebhaberin, Dem. Pistor, verläßt uns sehr bald, da sie beim wiener Burgtheater engagirt ist. Sie zu ersetzen wurde Dem. Gley, Hofschauspielerin von Dresden, herberufen, sie brachte Empfehlungen mit von Sieck und Hell, und empfahl sich auch selbst durch ein einnehmendes Aeußeres und ein ungezwungenes Spiel. Sie gefiel sehr als Margarethe in den Hagestolzen, als Pauline im getheilten Herz, als Anastasia im Beniewsky, und als Mädchen von Marienburg; weniger gefiel sie als Elise von Walberg, und als Louise in Cabale und Liebe, da nur naive Rollen ihrer Persönlichkeit zusagen scheinen. Es ist noch unbestimmt ob sie engagirt wird: ich denke es ist besser wir bekommen eine hoffnungsvolle Anfängerin, deren Talente sich erst ausbilden, als eine prima amorosa, deren längst entwickelte Talente bereits im Abnehmen sind, und die sich doch gewaltig viel auf ihre Kunst einbildet. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht, da eine gehaltvolle vollendete Künstlerin sich hier nicht ausfaßt. Herr Haas gab als Anttrittskolle den Spieler, im Stück gleiches Namens. Hr. Wayer war als Kriegsminister recht brav, stürmender Beifall aber begleitete die Worte, wo er sagt: Unser Monarch ist gerecht und gut, und Lieutenant Stroz darauf erwidert: Gott erhalte Ihn! Gott erhalte Ihn! Amen. J. A. J.

Literatur.

Romanzen, Lieder u. Sonette von Manfred. Prag: Kronberger u. Weber. 1826.

Traurige Erfahrungen, welche Ref. in den allerneuesten Zeiten gemacht hatte, bestimmten ihn zu dem Entschlusse, nie wieder eine Sammlung von Gedichten vor Augen zu nehmen, ehe ihm nicht ein günstiger Ruf bürge wird, daß er seine Zeit nicht abermals verschwenden werde. Manfred's Gedichte kamen ihm aber dennoch kurz nach ihrem Erscheinen in die Hände, der ihm aus mehreren gelungenen Arbeiten wohlbekannte Name des Verfassers bestimmten ihn das Büchlein zu durchblättern, und mit Vergnügen wurde er der herrlichen Blumen gewahr, die ihm bald so an diesen Garten fesselten, daß er gerne einige Stunden darinnen verweilte. — Lieder, Romanzen u. Sonette. Das Lied soll, nach Ansicht des Ref. eine Empfindung, eine einzelne, die es klar ausspricht oder ahnen läßt, zum Gegenstande haben; es muß die glückliche, trauende, sehnüchtige oder schmerzzeriffene Liebe, die heiter grünende oder die zertrümmerte Hoffnung, die herzerhebende Andacht, die Wonne der Thränen, den Trost des Glaubens, die Bitterkeit der Täuschung, oder wie alle die Gefühle, die als Schmerz oder Entzücken die Menschenbrust durchziehen, heißen mögen, — aushauchen; — aber immer darf nur eine Empfindung die vorherrschende seyn, welche als eine Sonne über dem Gedichte steht und strahlend auf seine Blumen herabglänzt, oder als ein Mond, der ruhig leuchtend auf die dunkle Welt hernieder blickt, öfter als ein Blitz, der fast in einem Momente die Gegend erhellt und verfinstert, oder als ein Sturm, der schaurig in hoher Luft dahin braust. —

Richtige Bilder, Steigerung des Gefühls bis zum Kulminationspunkte, der Kontrast und endlich die Fronte sind die geflügelten Gewänder, in welche der Dichter die Empfindung einleidet, und welche die letztere um so unbemerkbarer und schneller zu dem Gemüthe des Lesers tragen, je feiner und duftartiger sie gewoben sind. Darum muß auch die Sprache des Liedes durchaus einfach und edel seyn, der Rhythmus wie ein Klang zur Seele dringen, und als eine — wir möchten sagen, geträumte — Melodie im Innern des Lesers wiederhallen, welche durch keine mistonende Reime oder hintende Sylben gestört wird. Nach dieser Ansicht vom Liede haben wir die Gedichte Manfred's beurtheilt, und sprechen uns vorzüglich über das Lied aus, weil vorliegende Sammlung größtentheils Lieder enthält, und die Romanze selbst im Grunde nichts anders, als ein in eine romantische Begebenheit eingekleidetes Lied ist. — Manfred's Gedichte entsprechen allen unsern Forderungen; ein jedes steht als ein abgeschlossenes, schönes Ganze da, welches des Dichters ausgefoknte Empfindung bald als Wehmuth, bald als Erhebung, Sehnsucht oder Mitgeföhl in die Seele des Lesers trägt; die Reinheit und Kraft der Sprache, den Wohlklang des Reimes und die Manigfaltigkeit der gewählten Stoffe, heben sie hoch über die Legionen neuerer Gedichte empor, welche immer und immer nur von Liebe singen, als ob das Gemüth des Dichters und des Lesers sonst für keine Empfindung Raum hätte. Unter Manfred's Gedichten haben uns am vorzüglichsten geföhien: der kräftig frische Baum, der fromme erhebende Blumen Sonntag (das schönste Lied, welches Ref. seit langer Zeit las), die wehmüthige Klage, die Lieder des Schmerzes und das ungemein zarte: Rose und Lilie; diesen zunächst: Nachtigall und Weisden, Reiselieder, Lieder der Erinnerung, nebst andern; minder haben uns die Sonette, Götzen und das Feinsinnigedicht gefallen — gar nicht das Gedicht: Sonne. Wenn überhaupt das Lächerliche durch die kontrastirende Hehnlichkeit entfiel, so muß dieses ernstgehaltene Gedicht wirklich an der Grenze des Komischen schweben. Die Sonne wird mit einer „großen Spinne, die mitten am Himmel ihre Netze webt“ verglichen; in der nächsten Strophe spinnt sie wieder „wie ein engelartees Mädchen“; der Schluß des Gedichtes läßt sie wieder zu „großen Spinne“ werden, jedoch einer solchen die nicht nach Blut lechzt, sondern Blüten spendet. — Ein jedes Bild muß edel seyn, und das Kleinere wird durch Vergleichung mit dem größern wohl gehoben, aber nicht so umgekehrt. Doch wer wird auf einer Wiese voll duftender Blumen gerne bei einer Rosel verweilen? ein jeder Leser wird, wenn er das nächste Blatt ansieht, leicht diesen Misgeriff vergessen, und wenn er nicht so unparteiisch wie Ref. ist, ihn vielleicht sogar schön finden. — Die Romanzen Manfred's können wir nicht so hoch, wie seine Lieder stellen, obgleich wir überzeugt sind, daß sie gefallen werden; an Clementine Ruf ist nur ein hübsches Gelegenheitsgedicht, unter den Feinen aber sind mehrere vortreflich; z. B.

„Deiner Neider aif'ge Waffen,
Laß sie dringen auf dich ein,
Perservierte solcher Affen
Trüben nicht der Sonne Schein.“

oder:

„Wenn dein Kartenhaus zerfallen
Bau' ein anders, wenns dir frommt;
Danke doch dem Herrn vor allen,
Daß es dich nicht tödten konnt!“

Das Buch ist Friedrich Rückert, den der Verfasser (ob mit Recht?) „den Einen vor Allen“ nennt, in drei schönen Oktavenumfängen gewidmet, und es ist nicht zu verkennen, daß Manfred's Verehrung vor diesen bedeutenden Dichter manchen warmen Frühlingstrahl auf die Blumen seines Geistes warf.

Herzlich freuen wir uns, daß die Vorzüge dieses Werkes, die — durch die allerneuesten prager Erscheinungen im theatischen und dramatischen Fache — schwankend gewordene gute Meinung von unsern Talenten, im Aus- und Außenlande retten werden, und zellen schließlich den betriebamen Verlegern, Kronberger, und Weber, für die nette Ausstattung des Werkes unser Lob und unsern Dank.

S.